

# laborost deutschland



**Kulturelle Praxis  
im gesellschaftlichen  
Wandel**

Herausgegeben von  
Kristina Bauer-Volke  
und Ina Dietzsch

kulturstiftung des bundes

**bpb:**  
Bundeszentrale für  
politische Bildung

# Ortsbezug und Abwanderung

## Kulturanthropologische Skizzen zum Transformationsprozess in einer Stadt an der deutsch-polnischen Grenze

Von Franziska Becker

**Dr. Franziska Becker** wurde 1962 in Stuttgart geboren. Nach dem Studium der Empirischen Kulturwissenschaft, Politik und Neueren deutschen Literatur in Tübingen promovierte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin. Zur Zeit arbeitet Franziska Becker als wissenschaftliche Assistentin am Institut für Europäische Ethnologie / Kulturwissenschaft an der Universität Marburg. Letzte Monographie: **Ankommen in Deutschland**. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozess russischer Juden. Berlin 2001. Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Thema »Mobilität und Sesshaftigkeit als kulturelle Praxis« entstanden.  
Kontakt: beckerf@mail.uni-marburg.de

Görlitz, September 2002, ca. 21 Uhr in einem Restaurant in bester Innenstadtlage. Die Bedienung, eine junge Frau Anfang zwanzig, poliert immer wieder die längst glänzenden Gläser auf den gedeckten Tischen. Doch bleibe ich den ganzen Abend über der einzige Gast, und wir kommen ins Gespräch: Sie sei froh, wenn mal jemand herkommt, denn es sei einfach langweilig, und irgendwann gebe es auch nichts mehr zu putzen. Wenn hier weiter so wenig los sei und sie die Arbeit verliere, müsse sie auch weg aus Görlitz, was bleibe ihr übrig, was solle man hier sonst tun. Wohin sie gehen würde? In den Westen, nach Süddeutschland. Sie erzählt, dass die meisten ihrer Freunde schon gegangen sind. Dabei hätten die jungen Leute doch gar nicht weggewollt. Viele in ihrem Umkreis hätten versucht, sich hier etwas aufzubauen, eine Werbeagentur, eine Versicherung, ein Malergeschäft ... aber alle haben aufgegeben. »Hier hat niemand Mut, und es gibt niemanden, der Mut macht. Die Stadt versteckt sich hinter ihren Fassaden, alles Geld wird nur in die Restaurierung der Altstadt gesteckt.« Die Jugendlichen, die dageblieben sind, »hängen auf der Straße rum, haben keine Orientierung, keine Perspektive, wollen nicht mal mehr arbeiten«. Industrie und Betriebe müssten angesiedelt werden, dann kämen Arbeitsplätze und die fehlende Kaufkraft würde gestärkt werden – in den Augen der jungen Frau das größte Problem. Die EU-Osterweiterung sieht sie als Lichtblick für Görlitz; schon jetzt würden viele Polen zum Einkaufen kommen. »Die Polen bringen Kaufkraft, das ist wichtig, die einzige Chance, wenn die anderen doch alle weggehen.«

Gerade sie, eine junge Frau, die noch da ist und Arbeit hat, treibt das Thema Abwanderung nicht nur auf der persönlichen Ebene um. Über das Weggehen der anderen denkt sie ebenso nach wie über das resignative Lebensgefühl der Dagebliebenen; sie sucht nach Erklärungen für die Ursachen der Krise ihrer Stadt und nach Möglichkeiten, sie zu überwinden. Kurzum: Indem sie über Abwanderung reflektiert, setzt sie sich zugleich mit den Diskursen um die Gegenwart und Zukunft von Görlitz auseinander, einer Stadt an der deutsch-polnischen Grenze, die wie viele Städte in

Ostdeutschland von Deindustrialisierung und Abwanderung betroffen ist.

Hier soll es nun nicht um die Weggezogenen gehen, sondern um den Ortsbezug jener Menschen, die geblieben sind. In ostdeutschen Städten wie Görlitz spitzen sich einerseits die Folgen post-sozialistischer Transformationsprozesse zu, andererseits sind sie eingebunden in übergreifende Veränderungen spätmoderner Gesellschaften. Diese Prozesse greifen massiv in das soziale Gefüge städtischer Gesellschaft ein und zwingen die Stadt zur grundlegenden räumlichen, sozialen und kulturellen Umstrukturierung.<sup>1</sup> Der Einfluss globaler Verflechtungen und wachsende Anforderungen an Mobilität wirken dabei auch tief in die lebensweltlichen Kontexte der Menschen vor Ort hinein. In Städten wie Görlitz zeigt sich besonders deutlich, was allgemein für spätmoderne Gesellschaften diagnostiziert wird: Unter den Bedingungen der Globalisierung ist das Lokale als Ort der Verwurzelung und im Sinne von »Heimatverbundenheit« nicht mehr selbstverständlich gegeben; vielmehr ist Lokalität eine fragile soziale Errungenschaft, die immer wieder neu hergestellt werden muss.<sup>2</sup> Auf Görlitz bezogen heißt das, Ortsbezogenheit als soziale Praxis der Dagebliebenen in Auseinandersetzung mit Abwanderung und Mobilität zu verstehen.

Im Folgenden sollen die Diskurse, das heißt jene konventionalisierten Redeweisen<sup>3</sup>, die in Görlitz über den ökonomischen und sozialen Transformationsprozess kursieren, ausgelotet werden. Genauer geht es um das Verhältnis von zwei diskursiven Ebenen: Wie reagieren einerseits die lokalpolitischen Entscheidungsträger, die zum Teil aus den alten Bundesländern gekommen sind, auf die Krise der Stadt, welche Aufwertungsversuche unternehmen sie? Und welche Deutungsmuster<sup>4</sup> herrschen andererseits in der schon länger ansässigen, kommunalpolitisch nicht aktiven Bevölkerung vor, welche Formen von Ortsbezogenheit bilden sich hier vor dem Hintergrund massiver Abwanderung heraus? In deren Diskurs steht die Abwanderung der Jugend als Schlüssel-symptom der Krise im Mittelpunkt. Dass »die Jugend« aufgrund fehlender Arbeits- und Ausbildungsplätze abwandern muss und sie in Görlitz ohnehin nichts hält, weil »hier nichts los ist«, lautet das einschlägige Argumentationsmuster. Doch unterhalb solcher struktureller Erklärungen hinsichtlich Arbeitsmarkt und städtischer (Freizeit-)Infrastruktur, also auf der Ebene individueller Lebensentwürfe, stellt sich der Umgang mit Mobilitätsentschei-

dungen meist weitaus komplexer und vielschichtiger dar. Die Diskurse über die ökonomische Krise, über Abwanderung und Mobilität und die Problemlagen und Zukunftspotenziale der Stadt spielen dabei – so die These – eine maßgebliche Rolle; sie wirken auf das Lebensgefühl in der Stadt zurück und sich damit indirekt auch auf die Frage von Gehen oder Bleiben aus.

Mit dieser Perspektive sollen weder ökonomisch diktierte Zwänge von Abwanderung negiert noch die darin empfundenen Zumutungen verharmlost werden; vielmehr gilt es, die Perspektive auf das Verhältnis von Mobilität und Sesshaftigkeit zu erweitern: Individuelle Entscheidungen, an einem Ort zu bleiben oder ihn zu verlassen, werden von strukturellen Push-Faktoren nicht determiniert, sondern immer auch vor dem Hintergrund der konkreten politischen, sozialen und kulturellen Situation vor Ort abgewogen.

Ortsbezogenheit als konstruktive Praxis der Dagebliebenen zu betrachten, stellt zugleich die vorherrschende Perspektive des wissenschaftlichen Globalisierungsdiskurses der letzten Jahre

- 1 Vgl. Appadurai, Arjun; 1996: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis, London; Knecht, Michi; Niedermüller, Peter; 1998: *Stadtethnologie und die Transformation des Städtischen. Eine Einleitung*. In: *Berliner Blätter*, Nr.17, S. 7; Cohen, Anthony; Katasuyoshi, Fukui (Hrsg.); 1993: *Humanising the City? Social Context of Urban Life at the Turn of the Millennium*. Edinburgh; Dangschat, Jens; 1997: *Sozialer Wandel in der Stadt – Beispiel Ostdeutschland*. In: Kovács, Zoltán; Wießner, Reinhard (Hrsg.); 1997: *Prozesse und Perspektiven der Stadtentwicklung in Osteuropa*. Passau, S. 97–122; Friedrichs, Jürgen; Häussermann, Hartmut; 2001: *Die Entwicklung der Städte in den neuen Bundesländern*. In: Bertram, Hans; Kollmorgen, Raj (Hrsg.); 2001: *Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern*. Opladen, S. 315–339
- 2 Vgl. Appadurai, Arjun; 1995: *The Production of Locality*. In: Fardon, Richard (Hrsg.): *Counterworks. Managing the Diversity of Knowledge*. London, S. 204–225, hier S. 204; Binder, Beate; 2002: *Nahwelten – Zur Produktion von Lokalität in einer spätmodernen Stadt*. In: Dies. (Hrsg.): *Nahwelten (= Ethnographische und ethnologische Beiträge, Sonderheft)*, Nr. 28, S. 7–20
- 3 Die im Text verwendeten Zitate repräsentieren wiederkehrende Aussagen und entstammen problemzentrierten qualitativen Interviews im Rahmen einer mehrwöchigen ethnographischen Feldforschung, die ich zusammen mit Ina Merkel durchgeführt habe. Ihr möchte ich an dieser Stelle für die Überlassung des hier verwendeten Materials danken.
- 4 Mit dem Begriff Deutungsmuster sind hier kollektive Sinngehalte mit normativer Geltungskraft gemeint, die eine eigene Dimension sozialer Wirklichkeit konstituieren (vgl. Lüders, Christian; Meuser, Michael; 1997: *Deutungsmusteranalyse*. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. München, S. 59)

infrage: Räumliche Beweglichkeit wird hier mit Individualität und Flexibilität gleichgesetzt und hoch bewertet<sup>5</sup>, Sesshaftigkeit dagegen mit Stagnation und Unbeweglichkeit assoziiert. Solche asymmetrischen Setzungen finden ihren Ausdruck auch in Begriffen wie »Brain Drain-Region« oder Schlagworten wie »die Starke gehen, die Schwachen bleiben«. Die Sesshaften erscheinen im doppelten Wortsinn als die Zurückgebliebenen. Dabei handelt es sich um kulturell normierte Entwertungen lokaler Bevölkerungsgruppen, die auf den jeweiligen Ort und seine Bewohner zurückwirken.

### **Görlitz zwischen Deurbanisierung und symbolischer Aufwertung**

Görlitz ist eine kreisfreie Stadt im Niederschlesischen Oberlausitzkreis in Sachsen mit rund 60000 Einwohnern. Seit 1945 trennt die Neiße – derzeitige Markierung der EU-Ostgrenze – Görlitz von seiner polnischen »Zwillingsstadt« Zgorzelec mit rund 37000 Bewohnern. Während Zgorzelec seine wirtschaftliche Basis als Industriestandort beibehalten hat und die Arbeitslosenrate dort seit einigen Jahren kontinuierlich sinkt<sup>6</sup>, weist Görlitz alle Merkmale postsozialistischer Stadtentwicklung in Deutschland auf: Deindustrialisierung<sup>7</sup>, hohe Arbeitslosigkeit und Bevölkerungsrückgang. Nach der Wende schlossen die komplette Bekleidungs- und Nähmaschinenindustrie, große Teile der Waggon- und Maschinenbaufabriken und das feinoptische Werk Pentagon; der Braunkohletagebau und das Kraftwerk wurden 1997 stillgelegt. Dieser wirtschaftliche Struktureinbruch machte rund 15000 Menschen arbeitslos. Die größten Arbeitgeber der Stadt sind heute neben der Stadtverwaltung Unternehmen, die auf dem globalen Markt agieren: die kanadische Waggonbaufabrik Bombardier und das Turbinenwerk Siemens sowie zwei größere Callcenter. Die Bauwirtschaft, die in den 1990er Jahren im Zuge der Altstadtsanierung eine boomende Branche war, ist inzwischen weitgehend zusammengebrochen. Seit einigen Jahren liegt die offizielle Arbeitslosenrate in Görlitz konstant zwischen 21 und 22 Prozent. Mit dem wirtschaftlichen und sozialen Struktureinbruch geht eine umfangreiche Abwanderungsbewegung<sup>8</sup> einher; wahrnehmbare Zeichen sind auch ca. 11000 leerstehende Wohnungen in der Stadt.<sup>9</sup> Der hohen Abwanderungsrate steht eine weitaus geringere Zuwanderung aus Westdeutschland gegenüber: so genannte

Aufbauhelfer in der kommunalen Verwaltung, die bis Mitte der 1990er Jahre kamen; Investoren und Beschäftigte im Dienstleistungssektor; Personen, die Immobilien im Zuge von Restitutionsverfahren erworben haben; Studierende an der Fachhochschule, die zumindest temporär in der Stadt wohnen; ehemalige Görlitzer, die die Stadt zur DDR-Zeit verlassen hatten, sowie einige nach 1945 aus Polen Ausgesiedelte, die die Nähe zu ihren ehemaligen Herkunftsorten suchen.<sup>10</sup>

Auf die Entwicklung der schrumpfenden Stadt<sup>11</sup> durch Bevölkerungs- und Geburtenrückgang reagiert die Görlitzer Stadtverwaltung in jüngster Zeit mit Stadtumbauplänen, die den Rückbau und Abriss von Wohngebäuden in den sozialistischen Platten- und Großbausiedlungen der Außenstadtbezirke vorsehen und schon im Vorfeld erhebliche Konflikte ausgelöst haben. Die Stadtentwicklungsplanung zielt auf den stufenweisen Rückbau der Stadt von außen nach innen ab, das heißt auf deren Verkleinerung von den Rändern her.<sup>12</sup>

Dieser Prozess des projektierten Stadtrückbaus korrespondiert mit der baulichen und symbolischen Aufwertung der historischen Innenstadt, die im Zweiten Weltkrieg weitgehend unzerstört geblieben war. Von den über 3500 denkmalgeschützten Gebäuden in der Altstadt mit mittelalterlicher Bausubstanz und den ausgedehnten Gründerzeitvierteln sind die meisten inzwischen saniert. Denkmalschützer sehen die Stadt im Rang eines Weltkulturerbes, und in Imagebroschüren wird Görlitz mitunter zur schönsten Stadt Deutschlands erklärt.

### **Die Lokalpolitiker: Diskurse über die Zukunftsfähigkeit der Stadt**

Zur symbolischen Aufwertung der Grenzstadt zählt auch die zusammen mit Zgorzelec geplante Bewerbung als Kulturhauptstadt Europas im Jahr 2010.<sup>13</sup> »Renaissance als geistige Wiedergeburt« lautet hier einer der Slogans, der Aufbruchstimmung signalisieren soll. Auf Görlitzer Seite werden dabei nicht nur Besonderheiten wie Baubestand, Geschichte und kulturelle Infrastruktur herausgestrichen; geworben wird vor allem mit der besonderen »geopolitischen Lage der Doppelstadt«, die sie zum »Präzedenzfall künftiger Gesellschaftsgestaltung in Europa«<sup>14</sup> mache. Ein eigenes Profil als Grenzstadt herauszuarbeiten, ist das erklär-

te Ziel der Kommunalpolitiker; sie versprechen sich davon die Stärkung der lokalen und regionalen Identität einer Region, die aufgrund jahrzehntelanger Grenzlage, durch den Verlust traditioneller Industrien und eine geringe Neuansiedlung »globaler Schrittmacher« ins Hintertreffen geraten und zu einer »Region mit besonderem Entwicklungsbedarf«<sup>15</sup> geworden ist.

Dass sich Städte als spezifische, unverwechselbare Lokalitäten zu profilieren versuchen, gewinnt im Rahmen internationaler/europäischer Städtekonkurrenz zunehmend an Bedeutung. Im Wettbewerb gerade um die kulturelle Angebotsstruktur rekurrieren auch Städte wie Görlitz auf spezifische Profile und produzieren neue Images. Im Zusammenwirken von Strukturkrise und Globalisierung befindet sich Görlitz in einer Phase des symbolischen Umbaus, ist es eine »Zone in Transition«<sup>16</sup> gerade in Hinblick auf die kulturellen Aspekte des Transformationsprozesses. Neue Leitbilder werden konstruiert, die auf den grenznahen Raum zugeschnitten sind, wo der Europäisierungsprozess konkret erfahrbar ist und die Aufnahme Polens in die EU bevorsteht. Die Lokalpolitiker versuchen, diesen Prozess als Potenzial im Sinne einer »symbolischen Ökonomie«<sup>17</sup> zur Förderung der lokalen Wirtschaft und des Tourismus zu nutzen. Im Blick auf die EU-Osterweiterung soll Görlitz zu einer größeren Drehscheibe des Handels werden, doch dazu müsse man »raus aus dem ungesunden 180-Grad-Denken in eine 360-Grad-Lage«, wie es ein Stadtrat formuliert hat. Um die periphere Lage wenigstens symbolisch zu überwinden, wird neuerdings auch erklärt, dass Görlitz im Zentrum Europas liege, denn schließlich laufe ja der 15. Meridian mitten durch die Stadt. Solche Versuche der topographischen

mationsprozesses in Städten und Regionen Ostdeutschlands nach der Wende nur unzureichend trifft. Prozesse der Sub- und Deurbanisierung kommen hinzu, die zur Fragmentierung ostdeutscher Städte, zu Innenstadtverödung und Ausdünnung gewachsener Siedlungsstrukturen durch den Abbau der sozialen Infrastruktur wie Kinder- und Jugendeinrichtungen, Bibliotheken usw. führen (vgl. Hannemann, Christine; 2002: »Soziales Kapital« kleiner Städte – Perspektive für schrumpfende Städte in Ostdeutschland? In: Hannemann, Christine; Kabisch, Sigrun; Weiske, Christine (Hrsg.); 2002: Neue Länder – Neue Sitten? Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands. Berlin, S. 11–28, hier S. 16/17).

5 Mobilität hat sich in Zeiten der Globalisierung zu einer »sozialen Norm« entwickelt (vgl. Bonß, Wolfgang; Kesselring, Seven; 2001: Mobilität und Moderne. In: Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang [Hrsg.]: Reflexive Modernisierung. Frankfurt/Main).

6 Ende 1993 betrug die Arbeitslosenrate in Zgorzelec 15 Prozent, 1996 12,5 Prozent und 1997 10,5 Prozent. Die Dominanz der Industrie in der Stadt und die Nähe des Energie- und Braunkohlenkombinats »Turów« sind für die Struktur der beruflichen Aktivität der Bevölkerung von entscheidender Bedeutung. Fast jeder zweite berufstätige Einwohner arbeitet in der Industrie.

7 Christine Hannemann hat darauf hingewiesen, dass der allgemein etablierte Begriff »Deindustrialisierung« in der Diskussion um die allgemeine Krise globalisierter Wirtschaftsentwicklung (Tertiärisierung der Produktion und Schrumpfung traditioneller Industrie- und Gewerbebranchen) die Folgen des wirtschaftlichen Transformationsprozesses in Städten und Regionen Ostdeutschlands nach der Wende nur unzureichend trifft.

8 Rund 15800 Menschen sind von Dezember 1990 (76035) bis Dezember 2001 (60264) aus Görlitz weggezogen, davon allein im Jahr 2001 rund 1300. Dies entspricht einer Wegzugsrate von 20,7 Prozent. Im Vergleich: Hoyerswerda: 30 Prozent, Leipzig 11,5 Prozent, Dresden 6,4 Prozent und Bautzen 7,9 Prozent. Im Zeitraum 1990–2001 gingen 8126 Personen in die alten Bundesländer (Höhepunkt 1990–92: 4177 im Vergleich zu 1998–2001: 2486; zwischen 1990–92 und 1998–2001 war die Anzahl männlich/weiblich ungefähr gleich; 1993–97 wesentlich mehr Frauen: 1044/419); 1020 Personen zogen in die neuen Bundesländer (weiblich/männlich ca. gleich), 4806 in andere Orte innerhalb Sachsens (Höhepunkt mit 3358 zwischen 1993–98 im Vergleich zu 1990–92: 298 und 1998–2001: 1150 und 228 Personen ins Ausland. Von 19450 Beschäftigten mit Wohnort in Görlitz sind 5695 Auspendler (29,3 Prozent), davon 4452 in andere Kreise in Sachsen, 392 in die neuen Bundesländer und 851 in die alten Bundesländer (vgl. Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Statistische Berichte 2000 und 2001).

9 Der Wohnungsleerstand war besonders in Städten mit hohem Anteil mittelalterlicher und gründerzeitlicher Bausubstanz bereits geerbt (vgl. Kabisch, Sigrun; 2002: Wenn das Kleid der Stadt nicht mehr passt – Strategien im Umgang mit dem Wohnungsleerstand in ostdeutschen Städten. In: Hannemann a.a.O., S. 35). In Görlitz sollten große Flächen der Altstadt Ende der 1980er Jahre gesprengt werden.

10 Ein Beispiel ist Frau Z., die nach ihrer Pensionierung aus dem Rheinland nach Görlitz zog, um regelmäßig an organisierten Busfahrten nach Polen und in ihren Herkunftsort in Oberschlesien teilnehmen zu können. In Görlitz hat sie einen »schlesischen Stammtisch« gegründet. Ihre »Mission« sieht sie darin, Vorurteile zwischen Deutschen und Polen abzubauen, in ihren Augen die Voraussetzung für die EU-Osterweiterung.

11 Vgl. Hannemann 2002 a.a.O.

12 Das Stadtplanungsamt hat ein »Integriertes Stadt-Entwicklungskonzept« (INSEK) als Beitrag zu einem bundesweiten Wettbewerb ausgearbeitet. Die meisten ostdeutschen Städte nehmen daran teil. Nach den Berechnungen der Stadtplaner werden in Görlitz bis zum Jahr 2015 nur noch knapp 54000 Menschen leben. 8500 Wohnungen sollen daher bereits bis 2010 abgerissen werden.

13 Seit 1998 bilden beide Städte gemeinsam die »Europastadt Görlitz-Zgorzelec«. Görlitz ist Mitglied im historischen Sechs-Städte-Bund.

14 Denkschrift zum Projekt »Kultur 2010« vom 5.3.2001 (Bewerbung der Europastadt Görlitz/Zgorzelec um die Ausrichtung der Veranstaltung »Kulturhauptstadt Europas 2010«)

15 Ebd.

16 Lindner, Rolf; 1993: »Berlin – Zone in Transition«, In: Anthropological Journal of European Cultures, Bd. 2, Nr. 2, S. 99–112

17 Zukin, Sharon; 1995: The Cultures of Cities. Cambridge/Mass., Oxford

Neuverortung des Grenzraums als Mitte gehen mit Stilisierungen von kulturell »imaginierten Wertezentren«<sup>18</sup> einher. Es handelt sich dabei um politische Sinnstiftungen, wie sie derzeit in verschiedenen Regionen Europas zu beobachten sind.<sup>19</sup> Wahrzeichen und kulturelle Symbole mit historischem Status werden wiederentdeckt, um den besonderen Rang von Regionen oder Städten als Kreuzungspunkte kultureller und ökonomischer Entwicklungen im Hinblick auf den Europäisierungsprozess hervorzuheben. So betont der Oberbürgermeister von Görlitz, dass »genau vor seinem Rathaus« die Via Regia verlaufe<sup>20</sup>, eine alte Handels- und Pilgeroute von Kiew über Breslau, Leipzig, Erfurt, Frankfurt und Lyon bis ins spanische Santiago de Compostela und im Mittelalter die wichtigste europäische Ost-West-Verbindung. Jetzt sollen ihre Potenziale als neue europäische Entwicklungsachse zwischen Ost und West wieder erschlossen werden.<sup>21</sup>

Dementsprechend zielt auch das »Identitätsmanagement über die Grenzen hinweg«<sup>22</sup> darauf ab, die Grenze als strukturelles und soziales Hindernis zu nivellieren und ein grenzüberschreitendes kollektives Bewusstsein in der Region zu schaffen. Dabei soll Schlesien als binationale Kulturlandschaft zu einem »gemeinsamen Identifikationspunkt für die Menschen diesseits und jenseits der Neiße« werden und der Fluss zukünftig nicht mehr Trennlinie, sondern »Verbindung und Lebensader«<sup>23</sup> sein. Symbolbauten wie das geplante Wirtschafts-, Medien- und Kulturzentrum »Living Bridge« sollen den Brückenschlag zwischen West- und Osteuropa repräsentieren, interkulturelle Veranstaltungen und Feste die Atmosphäre in der Grenzstadt verbessern.

Die »symbolische Ökonomie« setzt gerade auch auf Atmosphären und ein spezifisches Lebensgefühl, das durch die im kulturproduzierenden Bereich tätigen Akteure hergestellt und durch Ereignisse im öffentlichen Raum transportiert wird. So zielen großangelegte Marketingkampagnen wie die Bewerbung zur Kulturhauptstadt unter anderem auch darauf ab, die Strukturkrise auf der atmosphärischen, mentalen Ebene abzufedern. »Zukunftsverunsicherung, allgemeine Unzufriedenheit, ja sogar Lähmung« in der Bevölkerung soll aktiv entgegengesteuert, »das Selbstbewusstsein der Bürgerinnen und Bürger in der Europastadt Görlitz/Zgorzelec und die Identifikation mit ihrer Stadt«<sup>24</sup> sollen gestärkt werden.

### Deutungsmuster der Zugezogenen: Mentalität als Schuldzuweisung

In Krisenregionen machen die lokalen Eliten häufig die Bevölkerung dafür verantwortlich, dass der wirtschaftliche Wandel und der erhoffte Aufschwung nicht in Gang kommen; Entwicklungshindernisse werden in traditionellen Wertorientierungen und Mentalitäten gesehen – ein modernisierungstheoretischer Diskurs, wie ihn Johannes Moser für eine von Deindustrialisierung und Abwanderung betroffene Region in der Steiermark aufgezeigt hat.<sup>25</sup> Das gilt auch für Görlitz: Mentalistische, mit Stereotypen einhergehende Deutungsmuster werden von den Zugezogenen aus Westdeutschland herangezogen, die zentrale Funktionen im Hinblick auf die Neuausgestaltung der Stadt innehaben, wie Verwaltungsbeamte, Investoren im Dienstleistungssektor oder Besitzer restituierter Immobilien.

Dass sich die ökonomische Lage in der Stadt seit Ende der 1990er Jahre sehr verschlechtert hat, erklärt ein Kaufmann aus München mit der »Mentalität der Leute«, die sagen würden, »es wird schon einer kommen, der wird uns schon Arbeit bringen«. Er bewerte die Situation anders als die Einheimischen: »Die warten alle, wo kommt der Auftrag her [...]. Es fehlen Visionen, die mit Wirtschaft und Erfindergeist einhergehen«. Immer wieder wird mit mentalen Prägungen aus der DDR-Zeit argumentiert, die mit kapitalistischer Logik und protestantischer Ethik unvereinbar seien. So zum Beispiel eine Unternehmerin aus dem Rheinland, die das ehemalige Geschäft ihrer Familie wieder in Besitz genommen hat: »Die Ostler haben die Selbständigkeit nicht kapiert, dass man das Geld in den Betrieb stecken muss, dass man da mitarbeiten muss und nicht spazieren gehen kann [...]. Der Westler hat Verantwortungsgefühl, und das nennt man soziale Marktwirtschaft, die DDRler verhalten sich wie Honecker.« Mitunter gehen solche stereotypen Deutungen auch mit massiven Entwertungen einher, wenn »vom Schrott, der hiergeblieben ist«, gesprochen wird. Ein anderes Erklärungsmuster unter den Zugezogenen formuliert ein für den Stadtbau zuständiger Lokalpolitiker: Die depressive Stimmung der lokalen Bevölkerung sei auf »Überalterung« und eine entsprechende »Altersmentalität« zurückzuführen. Zugleich sei Görlitz nur dann zukunftsfähig, wenn es sich als Rentner- und Pensionärstadt präsentiere. Diese Interpretation entspricht einem der Leitbilder, das von Seiten der

Stadtpolitik im Umgang mit dem Schrumpfungsprozess entworfen wird. Anknüpfungspunkte sind historische Bilder der Jahrhundertwende, als Görlitz den Ruf einer Rentner- und Pensionärsidylle hatte. Doch die Inszenierung als sterbendes »Pensionopolis« – wie es im Volksmund heißt – hält besonders für jüngere Stadtbewohner kein Identifikationspotenzial bereit, sondern wird eher als Abwertung erlebt. Politische Logik und lebensweltliches Empfinden scheinen in Bezug auf die Zukunft von Görlitz gegenläufig zu sein. Während die Stadtpolitik unter anderem auf eine Seniorenstadt mit historischem Ambiente setzt, halten die Menschen an der lokalen Basis, wo Jugend als Synonym für Lebendigkeit und Wachstum gilt, an der Hoffnung auf Industrialisierung fest.

### Die lokale Bevölkerung: Abwanderung im Alltagsdiskurs

Das Thema Abwanderung ist in Görlitz längst ritualisierter Bestandteil des Alltagsgesprächs: kaum jemand erzählt nicht von Freunden, Kindern oder Bekannten, die die Stadt in letzter Zeit verlassen haben. Im Verhältnis zu den Weggegangenen sehen sich manche buchstäblich als die Zurückgelassenen. Oft heißt es, *noch* könne man bleiben – solange es den Arbeitsplatz gibt. Wer arbeitslos ist, gerät besonders dann unter Rechtfertigungsdruck, wenn Familienangehörige oder Freunde, die in den alten Bundesländern Arbeit gefunden haben, zum Nachzug aufordern. Mitunter fast trotzig klingende Betonungen wie »Ich bin und bleibe Görlitzer!« reagieren darauf. »Wenn wir Arbeit hätten, würden wir wiederkommen«, solche kolportierten Aussagen der Weggegangenen gehören zum festen Erzählrepertoire vor Ort; sie heben Abwanderung als einen ausschließlich vom Arbeitsmarkt diktierten Zwang hervor und rechtfertigen darin zugleich die eigene lokale Verwurzelung. »Umziehen ist Zwang«, sagt beispielsweise Holger F. (Anfang 30), der nach seiner Ausbildung in Süddeutschland wieder nach Görlitz zurückgekehrt war. »Ich habe den Ort nie verlassen, obwohl ich weg war.« Jetzt bekomme ihn niemand mehr von hier weg, obwohl alle seine Klassenkameraden Görlitz in der Zwischenzeit verlassen haben. Er fügt schmunzelnd hinzu: »Mich haben sie schon angemeldet, um das Licht auszumachen.« Immerhin habe Görlitz »prä-musealen Charakter«.

Unter den Dagebliebenen ist immer wieder vom Anforderungsdruck die Rede, mobil sein zu müssen. Flexibilität und Mobilität lauten die Schlagworte für jene neuen Zumutungen, mit denen der »flexible Mensch«<sup>26</sup> der Spätmoderne konfrontiert ist; in den Reden der Dagebliebenen wird beides getrennt, Flexibilität dem Osten und Mobilität dem Westen zugeschrieben. So hebt beispielsweise Herr R., ein Elektroingenieur Ende 50, Flexibilität als eine in der »Mangelwirtschaft DDR« erworbene kulturelle Kompetenz hervor: »In den Altbundesländern war Mobilität schon immer da, wir kannten das nicht, die gestandenen DDR-Bürger. Von der Entbindung bis zum Tod, alles war vorher geplant, da gab's nicht viele Möglichkeiten des Ausbrechens [...]. Wenn man in so einem Unternehmen wie Siemens war [er meint den ehemaligen DDR-Maschinenbaubetrieb, der nach der Wende von Siemens übernommen wurde, F.B.], da hat man als Stift angefangen, ist bis zur Rente in diesem Unternehmen geblieben. Es war dort so, dass schon eine bestimmte Trägheit mitgegeben war. Flexibel waren wir in einem: Egal wo wir waren, wir haben aus allem was gemacht, weil wir nichts kriegten, das war die

18 Vgl. die Tagung »Mythen der Mitte«. Zur Konstruktion nationaler Wertezentren im 19. und 20. Jahrhundert, die am 11.10.2002 an der Bauhaus-Universität Weimar stattfand.

19 Zum Beispiel präsentierte sich Litauen im offiziellen Steckbrief auf der Frankfurter Buchmesse 2002 unter dem Titel »Europas Mitte liegt an der Peripherie«. Und weiter heißt es: »Nur 20 Kilometer von dessen Hauptstadt entfernt liegt die geografische Mitte des alten Kontinents.«

20 Vgl. Mannheimer Morgen, 21.12.2002

21 Unter dem Titel »Die ›Via Regia‹ und ihre Städte – Erforschung und Entwicklung einer Europäischen ›Traverse‹« startete 2002 ein Forschungsprojekt im Studiengang Urbanistik der Bauhaus-Universität Weimar. Im Zentrum stand dabei die Frage, ob sich der »Mythos ›via regia‹ als Medium eines länderübergreifenden Diskurses um die kulturelle, die soziale, ökologische, politische, ökonomische Zukunft Europas reformulieren« lässt.

22 Kappus, Elke-Nicole; 1999: Euroregionen – Identitätsmanagement über die Grenzen hinweg? In: Giordano, Christian u. Rolshoven, Johanna (Hrsg.): Europäische Ethnologie – Ethnologie Europas, Freiburg (Schweiz), S. 201–216

23 Denkschrift zum Projekt »Kultur 2010«

24 Ebd.

25 Moser, Johannes; 2001: @ftermining. Wirtschaftsanthropologische Überlegungen zu ökonomischen Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band LV/104, Wien, S. 137–162

26 Sennett, Richard; 1998: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin

Flexibilität. Wir waren nicht mobil, sondern flexibel. Man musste auch nicht mobil sein, man war nicht gezwungen.« Der eigene Ortsbezug wird dabei oft aus der spezifischen DDR-Sozialisation erklärt. So sagt auch Holger F.: »Erst Krippe, dann Schule, dann Arbeit, dann Rente – alles am selben Ort, immer umgeben von der Familie. Es war doch alles vorgezeichnet in geraden Bahnen von der Wiege bis zur Bahre.«

Doch diesem Ortsbezug ist auch eine gewisse Ambivalenz zu Eigen, denn das Dableiben bedeutet nicht selten, familiären Verpflichtungen nachzugeben. Seit sein Bruder ins Rheinland wegzog, sieht Holger F. seine Aufgabe als einziges vor Ort gebliebenes Kind darin, »die Geschichte meiner Eltern zu Ende« zu bringen. Er könne sie ja nicht alleine zurücklassen. In solchen resignativen Schilderungen kommt nicht der Zwang des Weggehens, sondern der Zwang zum Dableiben zum Ausdruck. Die Resignation wird jedoch gleich in eine positive Selbstverpflichtung umgedeutet, die als ethische Haltung vorgetragen wird. So eine Selbstaufopferung sei nämlich »in der heutigen Gesellschaft mit ihrer sozialen Kälte nicht üblich«; zu DDR-Zeiten wäre dies allerdings selbstverständlich gewesen. »Das nennt man Generationenvertrag. Das hat bei den Großeltern so funktioniert und bei den Eltern – ein ganz anderes Gefüge: ›big family‹.« Und Familie sei schließlich die »Basis für Gemeinschaft«. Was in Holger F.s Aussage zunächst als Resignation aufscheint, wendet sich so in eine Kritik am überzogenen Individualismus, dessen Wurzeln im Westen gesehen werden. Indem Görlitz zu einem Symbol für Solidarität und egalitären Gemeinschaftssinn wird, kann das Dableiben gerechtfertigt und mit positiven Wertigkeiten belegt werden.

»Wir sind stadtverbunden, wir zählen zum Inventar, wir sind mit der Stadt verheiratet, von Jugend an mit ihr verbunden. Unsere Wärme ist die Stadt«, so erklärt auch Frau R. (Mitte 50). Und dass sie mit dieser Ortsverbundenheit nicht allein stehe, könne man beispielsweise daran sehen, dass ein anonymer Spender jährlich einen Millionenbetrag in die Stadtkasse fließen lässt: »Es muss jemand sein, der Görlitz über alles liebt, der aus irgendwelchen Gründen nicht mehr zurückkommen kann.«<sup>27</sup> Die sichtbare Bindung an die Stadt erweist sich für die Dagebliebenen vor allem im jährlichen Altstadtfest, wenn Görlitz plötzlich rund 20000 Menschen mehr als sonst zählt: »Nur beim Altstadtfest, da kommen sie alle wieder oder die, die zurückwollen. Viele

würden wieder zurückkommen. Das Altstadtfest ist ein Wiedersehensfest, da können Sie fragen, wen Sie wollen, zum Altstadtfest treffen wir uns wieder. ›Haste Arbeit, dann komm' ich, sagen sie.« Doch solche Begegnungspunkte sind mitunter auch spannungsreich. Gerade wer vor Ort in ökonomischer Hinsicht zu kämpfen hat, wird mit *double binds* konfrontiert. Herr A., Ende 30 und Betreiber eines Restaurants, schildert solche Begegnungen so: »Viele kommen auf Besuch zurück und sagen, dass sie froh sind, dass sie weg sind und sich so entschieden haben, und fragen dann immer, warum ich noch hier bin und mir das antue. ›Uns geht's besser! Du arme Sau, dass du das alles an der Backe hast. Aber gut, dass du hier in unserem Osten, in unserem Görlitz die Stellung hältst, das höre ich im selben Atemzug ganz oft.« Umgekehrt werden Gegenrechnungen aufgemacht, zum Beispiel dass die in die alten Bundesländer Abgewanderten naiv seien, weil sie die hohen Lebenshaltungskosten nicht realistisch abgewogen und sich vom Lebensstil in Bayern oder Baden-Württemberg hätten blenden lassen.

Begegnungen zwischen Weggegangenen und Dagebliebenen laufen daher nicht immer spannungsfrei ab. Treffe man die Weggegangenen auf einer Besuchsreise in Görlitz, so erzählt Holger F., würden sich diese oft mit Sprüchen wie »Wir sind vor zehn Jahren abgehauen und Millionäre geworden« stilisieren. Darauf könne man doch nur ironisch reagieren, so im Sinne von »jetzt kommen sie wieder, haben die alte Hose an, gehen zu Mutti essen und nehmen uns die Parkplätze weg«. Die Inszenierung der Weggegangenen gilt als unglaubwürdig. Holger F. bemerkt kritisch: »Die kommen her und erzählen uns, wie gut's denen geht, und es stimmt gar nicht, die schleudern hier mit dem Geld rum und geben an, aber in Wirklichkeit haben sie keins, und es geht ihnen auch nicht gut.« Die Auswanderung als erfolgreiche Aufstiegs Geschichte zu erzählen, ist als ein wiederkehrendes Narrativ von Migranten bekannt; im Nachhinein rechtfertigen sie so oftmals ihre Entscheidung gegenüber dem zurückgelassenen sozialen Umfeld. Dass Holger F. solchen Erfolgsgeschichten besonders misstraut, scheint mit seinen eigenen Erfahrungen zusammenzuhängen. Während seiner Ausbildung in Bayern habe man »Ossis und Wessis je zur Hälfte in eine Klasse gesteckt, als ob man verschiedene Rassen aneinander gewöhnen muss. Wie Straßenkinder hat man uns dort behandelt, als ob wir nicht nur die Armen, sondern auch die Dummen sind.«



## Deutungsmuster der Krise

Die Erfahrung einer krisenhaften Situation setzt verschiedene Deutungsmuster in Gang. Dementsprechend drehen sich auch auf der Alltagsebene der ansässigen Bevölkerung viele Gespräche und Ideen darum, was vor Ort getan werden müsste, um die Abwanderung vor allem junger Menschen zu stoppen. Ein Beispiel: »Es ist eine tote Region hier. Nur durch angesiedelte Industrie wächst die Kaufkraft, damit siedelt sich auch zwangsläufig Jugend an. Aber wenn die ganze Industrie in dieser Region zusammenbricht und nur noch der Tourismus hier agieren soll, dann wird nichts. Dann können Sie in zwanzig Jahren sagen, Görlitz hat nur noch 40000 Einwohner, dann können Sie die Stadt dichtmachen!« Es ist die Angst vor der Abwanderung der jungen Generation, die immer wieder in Todesmetaphern von Stadt und Region artikuliert wird. Entsprechend stoßen auch Mobilitätszulagen des Arbeitsamtes<sup>28</sup> auf Unverständnis; als »Prämien zum Wegzug« betrachtet, erregen sie bisweilen sogar den Verdacht, dass das »Ausbluten der Jugend« in den neuen Bundesländern politisch gewollt sei.<sup>29</sup>

Perspektiven werden allein in einer Reindustrialisierung gesehen – Vorstellungen und Hoffnungen auf Arbeitsplätze, wirtschaftliche Prosperität und Wachstum, die an das fordistische Leitbild der DDR anknüpfen. Auch auf der symbolischen Ebene wird eine lebendige Stadt mit Industrialisierung, Jugend und Wachstum gleichgesetzt. An diesem Punkt entlädt sich die vehemente Kritik vieler an den städtischen Politikern, die nichts für die Ansiedlung von Industrie täten und unfähig seien, Arbeitsplätze zu schaffen. Unzählige Geschichten kursieren über die verfehlte Stadtpolitik – manche davon schon im Rang von *urban legends*, wie zum Beispiel die Geschichte vom »vergraulten Investor«, den man mit 15 Millionen Mark vier Stunden auf dem Flur der Stadtverwaltung habe sitzen lassen, bis er mit den Worten »Ich muß mein Geld nicht hier lassen!« endgültig gegangen sei.

Keine Investoren, keine Arbeitsplätze, keine Innenstadtbelegung, keine Freizeitmöglichkeiten – so lautet die Argumentationskette, in der die Lokalpolitiker nicht nur für Abwanderung, sondern auch für die »Verwahrlosung« der Jugendlichen vor Ort verantwortlich gemacht werden. So erklärt zum Beispiel Frau K. (Mitte 40): »Und die Jugend ist, muss ich sagen, heutzutage so aggressiv geworden [...]. Die machen nur noch Randale im Haus, trinken,

die haben keinen Halt mehr [...]. In der Richtung müsste sich die Stadt mal Gedanken machen, ja wo kriegen wir neue Arbeitsplätze her. Wenn das nicht ist, wird auch die Jugend immer weiter abwandern. Die Jugendlichen, die dableiben, sind hier am Ende. Randale, das ist der Frust der Jugend, die noch da ist, weil sie merkt, sie kriegt hier nichts.« Die massivste Kritik an den Lokalpolitikern ist auf bestimmte Orte und Einrichtungen fokussiert: Ein Schwimmbad, das fehle, um die Jugend zu halten, oder die obere Berliner Straße – vor der Wende eine belebte Flaniermeile, heute ein lebloser Straßenzug mit überwiegend leerstehenden Geschäften; auch dies ein emotional hoch aufgeladener Ort, an dem die kollektive Erinnerung älterer Generationen bessere Zeiten festmacht. So geht es bei den Beschwerden über mangelnde Freizeitmöglichkeiten in der Stadt immer auch um mehr; es sind neuralgische Punkte, an denen sich Gefühle der Entwertung des Eigenen entladen. Dies ist zugleich

27 Seit 1995 lässt ein anonymen Spender der Görlitzer Altstadt-Stiftung jährlich eine halbe Million Euro für die Sanierung von Bauwerken zukommen. Die geheim gehaltene Identität des Spenders gibt immer wieder Anlass zu Spekulationen. Wir hörten allein drei Versionen: Ein reicher jüdischer Emigrant, der sich noch immer mit seiner »Heimatstadt Görlitz« verbunden fühlt, oder ehemalige SED-Kreise, die nach der Wende Gelder beiseite geschafft haben und diese jetzt nach und nach unter dem Schutz der Anonymität in die Stadt zurückführen, oder ein bekannter Schokoladenfabrikant; schließlich ist in einer Version auch von einer Frau die Rede, deren Anwalt den Verwendungszweck der Spende jedes Jahr in Absprache mit dem Oberbürgermeister regelt. Der anonyme Mäzen ist auch immer wieder Thema in der Presse, zum Beispiel im Mannheimer Morgen vom 21.12.2002: »[...] Spekulationen ranken sich um die Identität des großzügigen Unbekannten. Doch allzu genau wollen die Görlitzer nicht nachbohren. Denn sobald sein Name bekannt wird, will der mysteriöse Spender sofort den Geldhahn zudrehen. »Es muss eine sehr bekannte Persönlichkeit sein, die aus Görlitz stammt, vermutet Denkmalschützer K. Anders sei die Heimlichtuerei nicht zu erklären.«

28 Umzugshilfen von 2500 Euro für Arbeitslose, die offene Arbeitsstellen in den alten Bundesländern annehmen. Im Rahmen eines »Partnerschaftsprojekts« der Arbeitsämter Görlitz und München, das sich »Sozial begleitete Mobilität« nennt, haben 550 Personen Görlitz im Jahr 2000 verlassen.

29 Im Vorfeld der Bundestagswahl 2002 löste das Hartz-Konzept eine kontroverse politische Debatte über die Frage aus, ob Arbeitslose aus Ostdeutschland nach Westdeutschland geschickt werden sollten, wenn es dort Arbeit gibt. Politiker wie der ehemalige brandenburgische Ministerpräsident Manfred Stolpe und Bundestagspräsident Wolfgang Thierse hatten dagegen argumentiert, dass sie es nicht hinnehmen würden, wenn der Westen »uns unsere Jugend raubt« (vgl. Tagesspiegel vom 29.7.2002: »Ab nach Westen«).

der Hintergrund, warum das städtische Tourismusmarketing von vielen abgewehrt wird: »Das ist die Strategie der Görlitzer Stadtpolitik: sie investieren nur in den Tourismus, aber für die eigenen Leute wird nichts getan.« Viele Görlitzer haben den Eindruck, dass die lokale Bevölkerung vom Tourismus ohnehin nicht profitieren kann. Es bliebe monetär »so wenig hängen in der Stadt«, heißt es. Und tatsächlich besteht ein großer Teil der Besucher aus ehemaligen Schlesiern, die sich nur stundenweise in Görlitz aufhalten – auf der Weiterfahrt in ihre einstigen Heimatorte in Polen. Die Stadt wird also meist als touristischer Passagepunkt für den Durchgangsverkehr über die Grenze genutzt. Und der zweite Einwand, der oft zu hören ist, lautet, dass sich der Tourismus nur auf die Altstadt konzentriere.

Entsprechend ambivalent sind die Reaktionen auf den von oben geplanten Stadtumbau, der wie in anderen Städten Ostdeutschlands auf den Schrumpfungsprozess reagieren soll. Aufwertungsstrategien des mittelalterlichen Altstadt-kerns lösen hier die Vermutung aus, es ginge doch wieder nur um touristische Repräsentation. Sätze wie »die Altstadt zum Zentrum zu machen, ist kompletter Unsinn, das versteht kein Görlitzer. Die Görlitzer besuchen ihre Altstadt wie Touristen« bringen zugleich eine Distanz zur Altstadt zum Ausdruck, die für viele nach wie vor nicht als attraktiver Wohnstandort gilt. In den Augen vieler Alteingesessener haftet dem historischen Altstadt-kern noch immer der Ruf der sozialen Randlage an – ein Image, das durch die sozialistische Stadtgestaltung, die auf den industriellen Neubausetzte und die alte Stadt verwahrlosen ließ, verstärkt wurde.<sup>30</sup>

Ein hohes Konfliktpotenzial bergen die Stadtumbaukonzepte, die den Rückbau und Abriss von leerstehenden Gebäuden in den Großbausiedlungen außerhalb der Altstadt vorsehen; dass diese Pläne ohne Rücksprache mit den betroffenen Bewohnern in der Lokalpresse veröffentlicht wurden, interpretieren manche als Strategie, den Wegzug der alteingesessenen Bevölkerung schon im Vorfeld durch Verunsicherung zu forcieren – im Sinne einer *self-fulfilling-prophecy*, die das, worauf angeblich nur reagiert wird, befördere oder gar erst herbeiführe. In solchen Argumentationen wird die Stadtpolitik unmittelbar für die Abwanderung verantwortlich gemacht.

Insgesamt kommt in den vielen resignativen, vor allem aber kritischen Stimmen gegen die städtischen Politiker weder ein

nostalgischer Rückbezug auf die DDR-Vergangenheit noch die Suche nach einer neuen Ostidentität zum Ausdruck. Vielmehr sind es Reaktionen auf den sozialen und ökonomischen Transformationsprozess, der als Ein- und Zusammenbruch lebensweltlicher Strukturen erlebt wird – Entwertungserfahrungen, die die Kommunalpolitik nur schwer abzufedern vermag. Umso empfindlicher wird auf Wiederbelebungsversuche »von oben« reagiert, wie sie in verschiedenen Stadtentwicklungsprogrammen und symbolträchtigen Projekten wie »Europastadt« zum Ausdruck kommen. Handlungsformen der Politik werden nicht allein deshalb in Frage gestellt, weil sie keine überzeugenden Lösungen der Krise herbeiführen würden. Vielmehr werden sie gerade da angegriffen, wo sie im Sinne symbolischer Politik auf die Außenrepräsentation der Stadt abzielen; dies wird nicht nur als Rückzug von Investitionen nach innen gewertet, sondern erscheint aus der Perspektive lokaler Alltagswelten sogar als eine gegen die ansässige Bevölkerung gerichtete Politik.

So beklagt eine Gruppe Jugendlicher aus dem links-alternativen Milieu, dass ihnen die Stadt viele Möglichkeiten genommen habe, selbst im Sinne einer Verbesserung der Lebensqualität für junge Leute in Görlitz aktiv zu werden. Bekannte Jugend-Treffpunkte in der Innenstadt seien geschlossen worden, und die Stadtobersten hätten zudem versucht, ihre eigenen grenzüberschreitenden Kulturprojekte, wie zum Beispiel das Musikfestival »Grenzenlos«, für die Außendarstellung von Görlitz als Europastadt zu vereinnahmen. Ihre Versuche, aktiv gegen die Verödung der Stadt vorzugehen und dem *brain drain* durch ihr Bleiben und ihr Engagement vor Ort etwas entgegenzusetzen, sehen sie durch die vorwiegend symbolische Politik der Stadt sabotiert.

30 Ältere Görlitzer erzählen, dass es in ihrer Jugend verpönt war, »mit denen in der Altstadt« zu spielen. Im Vergleich zu den industriellen Neubauten und ihren Modernitätsstandards war die Altstadt kein attraktives Wohngebiet, weil es dort kalt, feucht und dunkel war. Heute erklären besonders Bewohner aus den Wohnblocks in den Außengebieten ihre Distanz zur Altstadt mit ihrem Bedürfnis nach Grünflächen und den gestiegenen Mieten in den sanierten Altbauwohnungen. Außerdem waren die aus dem Mittelalter stammenden Hallenhäuser Gewerbe- und Handelsbauten und seien nicht zum Wohnen vorgesehen gewesen. Nach der Wende wurde der Untermarkt in der Altstadt für Zugezogene aus Westdeutschland zu einem bevorzugten Wohn- und Arbeitsfeld.

## Grenzöffnung und Abgrenzung

Ein weiteres Spannungsmoment zwischen Stadtpolitik und Bevölkerung ergibt sich aus der bevorstehenden Osterweiterung der EU. Während die kommunalpolitischen Entscheidungsträger den Ausbau grenzüberschreitender Verflechtungen als relevant für die lokale Wirtschaftsentwicklung betrachten und entsprechende symbolische Akte der interkulturellen Begegnung initiieren, herrschen auf alltagsweltlicher Ebene eher Skepsis und Ängste vor der Öffnung der Grenze vor, die mit Tendenzen der Abgrenzung und Abschottung einhergehen.

Zur DDR-Zeit existierten grenzüberschreitende Kontakte wenn überhaupt vor allem auf offizieller Ebene. Bis auf wenige Jahre war die Grenze relativ undurchlässig und streng bewacht. 1972 ließ die DDR dann den pass- und visafreien Grenzverkehr zu, stellte ihn jedoch 1980 wegen der polnischen Gewerkschaftsbewegung *Solidarność* – wieder ein – mit der offiziellen Begründung, dass die DDR vor »antisozialistischen Kräften« geschützt werden müsse. Ältere Frauen in Görlitz erklären heute, dass die »Wut gegen die Polen« aus der Zeit der Grenzöffnung zwischen 1972 und 1980 stamme, als polnische Frauen die Läden in Görlitz leergekauft hätten. Weil alles Mangelware war, sei für die eigene Bevölkerung nichts übriggeblieben.<sup>31</sup>

Wie in anderen Grenzregionen auch, wird die Grenze als Ressource heute im Rahmen des »kleinen Grenzverkehrs« auf der Konsumebene genutzt. Zgorzelecer kommen zum Einkauf von Elektrogeräten und Textilien nach Görlitz, und Görlitzer passieren die Grenze vorwiegend zum Tanken, Haarschneiden und Zigarettenkaufen. Auf Görlitzer Seite werden die ökonomischen Vorteile allerdings häufig gegen vermeintliche Risiken abgewogen, weil die Kriminalitätsbereitschaft auf polnischer Seite angeblich so hoch sei. Auf Ablehnung stoßen mitunter die polnischen »Sperrmülltouristen«<sup>32</sup>. Für viele Görlitzer sind dies Indizien einer Armut, aus denen automatisch ein Kriminalitätspotenzial abgeleitet wird, das die eigene Bevölkerung schon im Vorfeld des EU-Beitritts von Polen bedrohe. Hinzu kommen Befürchtungen, polnische Arbeitskräfte könnten den Einheimischen die Arbeitsplätze wegnehmen. Oder die Grenzöffnung bringe ohnehin keinen Nutzen, weil die deutsche Industrie Ostdeutschland »überspringen« und ihr Gewerbe in Polen ansiedeln werde. Das führe dazu, dass dort die Wirtschaft floriere, die Ostdeutschen

jedoch keine Arbeit mehr hätten. Versuchen Lokalpolitiker in der Öffentlichkeit für die Öffnung der Grenze als Chance für die Stadt zu werben, stößt dies in großen Teilen der lokalen Bevölkerung mehr auf Kritik denn auf Zustimmung, zum Beispiel wenn sich der Oberbürgermeister von einem Zuzug durch Polen in die leerstehenden Görlitzer Häuser und Wohnungen eine Revitalisierung der Innenstadt verspricht. Dass in der ablehnenden Haltung gegen die Wohnsitznahme von Polen antipolnische Stereotypen hochkommen, ist kein Einzelfall.

»Wenn die Grenze aufgeht, steigt die Kriminalität«, lautet eine weitverbreitete Einschätzung – eine Rede, die auch vom Bundesgrenzschutz-Personal vor Ort immer wieder zu hören ist. Sie korrespondiert mit einem lokalen Sicherheitsdiskurs, der konform mit der politischen Sicherheitsrhetorik auf der EU-Ebene geht, wonach Grenzkontrollen gegen Immigranten verschärft werden sollen.<sup>33</sup> Die Debatte über Immigration basiert auf negativen,

31 In diesen Ressentiments, die sich vor allem gegen polnische Vertragsarbeiterinnen richteten, die in den Görlitzer Textilbetrieben arbeiteten, spiegelt sich die damalige Politik der DDR gegenüber Polen wider. Die einseitige Grenzschießung war nicht nur politisch motiviert, sondern hatte auch wirtschaftliche Gründe. Das Wohlstandsgefälle von der DDR zur industriell weniger entwickelten Volksrepublik Polen hatte ab 1972 einen grenzüberschreitenden Einkaufstourismus erzeugt, dem die sozialistischen Mangelwirtschaften nicht gewachsen waren. Wenn die Grenzschießung von DDR-Seite also offiziell mit der »Abwehr polnischer Händler und Spekulanten« gerechtfertigt wurde, so konnte die DDR-Regierung mit der Zustimmung eines großen Teils der Bevölkerung rechnen. »Die Polen, die alles wegkaufen« war in den Jahren der offenen Grenzen weit über die Grenzregionen hinaus zu einem negativen Stereotyp geworden, das sich mit den alten deutschen Vorurteilen von der »polnischen Wirtschaft« verband (vgl. Schultz, Helga; 2001: Von der Nachkriegsordnung zur postsozialistischen Staatenwelt. In: Dies. [Hrsg.]; 2001: Grenzen im Ostblock und ihre Überwindung. Berlin, S. 11–37, hier S. 27).

32 Die sogenannten Sperrmülltouristen kommen im Rahmen eines organisierten Kleingewerbes nach Görlitz, zerlegen den Sperrmüll gleich an Ort und Stelle und schaffen Verwertbares über die Grenze, um es dort zu recyceln. Wie der »Ameisenschmuggel« (Schmuggelware wird in kleinen Portionen und mehreren Gängen über die Grenze transportiert) gehören solche Formen der Second Economy zum integralen Bestandteil der Lebenspraxis in Grenzregionen; hier resultieren sie nicht zuletzt aus dem großen Wohlstandsgefälle.

33 Vgl. Bigo, Didier; 1997: Frontiers and Security in the European Union: The Illusion of Migration Control. In: Anderson, Malcolm; Bort, Eberhard (Hrsg.): The Frontiers in Europe. London, Washington, S. 148–164. Die Grenze gegen Immigration abriegeln zu können, gehört zu den alten Mythen nationalstaatlicher Souveränität – im Rahmen der Europäisierung gerät »Immigrationskontrolle« zur Ideologie der neuen politischen Rechten.

gegen Migranten gerichteten Images, die gerade auch in einer Grenzstadt wie Görlitz kursieren und sich hier wie in einem Brennglas verdichten. Schwarzarbeit, Schmuggel und illegale Einwanderung verschmelzen in einem stereotypen Bild des »kriminellen Fremden«. Die Ausweitung des Aufgabenbereichs des Bundesgrenzschutzes im Rahmen von Schengener Abkommen<sup>34</sup> und »Schleierfahndung« (Kontrollen im 30 Kilometer breiten Grenzgebiet) auf polizeiliche Tätigkeiten führt dazu, dass die Kontrolltätigkeit mit Kriminalitätsbekämpfung gleichgesetzt und Migration damit zwangsläufig kriminalisiert wird. So reicht die Grenze als eine institutionalisierte Praxis der Kontrolle nicht nur weit und sichtbar in den Lebensalltag der Menschen hinein, auch die politischen Diskurse um die Grenze produzieren Effekte: Sie forcieren das Bedürfnis nach Sicherheit und produzieren zugleich das Gefühl mangelnder Sicherheit. Dieser Sicherheitsdiskurs wirkt sich auch auf das Lebensgefühl in der Stadt aus. Die schon erwähnten Jugendlichen aus der links-alternativen Szene bringen das so auf den Punkt: »Wir spüren die Grenzen am eigenen Leib«; sie fühlen sich durch die Präsenz und die Kontrollen des BGS in ihren Aktivitäten eingeschränkt und würden von den Stadtoberen mit dem Argument »Sicherheit« aus ihren angestammten Orten verdrängt.

Die Grenzsituation bringt Abgrenzungen vielfältiger Art hervor – ein Modus der Abgrenzung verläuft über die ethnische Regionalisierung. Zum Beispiel sieht Herr F., ein alteingesessener Handwerksmeister, der sich als »bewusster Schlesier« bezeichnet, »das Eigene« durch weitere Grenzöffnungen und Austauschprozesse in Folge von Mobilität und Migration bedroht: »Und wenn jetzt die EU und alles durcheinander geht – wir haben ja schon keine Grenzen mehr und man soll da und dort sein und so weiter und es kommen immer mehr Ausländer rein und die heiraten untereinander – das Volkstum löst sich auf [...]. Görlitz ist die letzte Ecke Schlesiens, die sich jetzt auflöst in der Integration des Europäischen«. Die schlesische Region, wie sie hier aus der Alltagsperspektive entworfen wird, endet an der Grenzlinie der Neiße. Herr F. assoziiert Schlesien mit Preußen – mit »der großen Stadt Görlitz« im 19. Jahrhundert, mit Industrialisierung und Gründerzeit: »Man hat sich nach Görlitz nur das Pompöseste geholt«. Schlesien verknüpft Herr F. auch mit den klassischen preußischen Tugenden »Disziplin und Sauberkeit«, woraus er einerseits sein eigenes Handwerkerethos, andererseits einen

spezifisch bürgerlichen Habitus der Stadt und ihrer Bewohner ableitet. »Und das ist wieder Patriotismus, da bin ich sehr stolz drauf, und wenn so einer nach dem anderen weggeht – was hier so rumlungert, ich fahre ja jeden Tag mit der Straßenbahn, ich seh ja auch viele, die sind, na ja, unverschuldet in die Armut gekommen, arbeitslos geworden, aber ich steh' auf dem Standpunkt, auch ein Arbeitsloser kann versuchen, sich irgendwie zu beschäftigen, braucht nicht mit der Bierflasche an der Straßenbahnhaltestelle [zu stehen], und wenn das die Mehrzahl hier in Görlitz wird, dann ist das sehr traurig.« In dieser Perspektive bewirkt Abwanderung letztlich den Zerfall eines (klein)bürgerlichen Wertehorizonts, aus dem sich die lokale Identifikation speist. Der Lokalpatriotismus, der auf das »alte Görlitz« rekurriert, geht mit einem schlesischen Regionalismus einher: Im Fall des Herrn F. hat er keine revanchistischen Tendenzen im Blick auf Polen, sondern fungiert als eine ethnische Abgrenzungsform gegen die Öffnung der deutsch-polnischen Grenze, gegen Europäisierungs- und Globalisierungsprozesse.

Die Betonung von regionaler oder ethnischer Identität ist zugleich ein Modus der Selbstverortung, auf den in Abwehr oder Abwertung von Abwanderung zurückgegriffen wird. Noch einmal Holger F., der Görlitz nie wieder verlassen will: »Heimat ist nicht da, wo ich mich wohl fühle, sondern Heimat ist hier, hier ist die letzte Enklave auf deutschem Boden, Schlesien, hier ist schlesische Heimat, die nichts mit sächsisch zu tun hat. Schlesische Enklave, das ist ein ganz anderer Heimatbegriff. Heimat, das ist 'ne feststehende Größe.« In dem Heimatbezug, wie er hier formuliert wird, klingen allerdings revanchistische Untertöne an, wenn Holger F. weiter sagt: »[...] die [Heimat] haben hier die Landsmannschaften aufrechterhalten, zum Beispiel in Nürnberg, die haben daran erinnert und daran festgehalten, dass auf der anderen Seite deutsches Siedlungsgebiet war.« Was zur DDR-Zeit politisch tabuisiert war, bricht jetzt auf: eine Form der Ortsbezogenheit, die mit den ethnisch motivierten Abgrenzungsbestrebungen aus dem rechtsradikalen Jugendlichenmilieu in der Region konform geht.

Zusammenfassend ging es in diesem Beitrag darum zu zeigen, wie sich Abwanderung auf die Dagebliebenen auswirkt, welche kulturellen Deutungsmuster und welche Formen von Ortsbezogenheit sich dabei herausbilden. Abwanderung ist ein Symptom von Deindustrialisierungsprozessen, von denen besonders Städte

in Ostdeutschland betroffen sind. Eine Stadt wie Görlitz ist gleichzeitig in Prozesse der Europäisierung und Globalisierung eingebunden, die sich in dieser Grenzstadt exemplarisch zeigen. In den Versuchen, die Krise der Stadt zu bewältigen, tritt eine immense Spannung zwischen Lokalpolitik und altansässiger Bevölkerung hervor, in der sich eine neue Segregation zwischen oben und unten abzeichnet. Im Ergebnis wird deutlich, dass dieser Spannung in erster Linie konträre kulturelle Deutungsmuster im Umgang mit dem Transformationsprozess zugrunde liegen. Während die lokalpolitischen Entscheidungsträger auf die Schrumpfung der Stadt aktiv reagieren und gleichzeitig auf grenzüberschreitende politische, ökonomische und kulturelle Verflechtungen setzen, werden diese Aktivitäten auf der lebensweltlichen, kommunalpolitisch nicht aktiven Ebene in Frage gestellt oder abgewehrt.<sup>35</sup> Hier haben sich im Umgang mit dem

Transformationsprozess, der als bedrohliche Überformung des Eigenen erlebt wird, gegenläufige kulturelle Deutungsmuster verfestigt, die nur schwer zu verändern sind. Die Betonung eines lokalen Bewusstseins und ein ethnischer Regionalismus sind Reaktionen, die durch die Grenzsituation verstärkt werden. Es sind identitäre Abgrenzungen, die nicht nur konträr zur symbolischen Politik der Stadt laufen, sondern auch ein nicht unerhebliches Spannungspotenzial im Blick auf die Öffnung der deutsch-polnischen Grenze bergen.

Zu fragen bleibt schließlich, wer in der Frontlinie zwischen Stadtpolitik und örtlicher Bevölkerung eigentlich vermitteln könnte, und zwar auf zwei Ebenen: sowohl im Umgang mit dem Schrumpfungsprozess der Stadt als auch in Hinblick auf die bevorstehende EU-Erweiterung Richtung Polen.

34 1985 vereinbarten Frankreich, die Bundesrepublik Deutschland, Belgien, die Niederlande und Luxemburg das »Schengener Abkommen« mit dem Ziel, Personen-, Waren- und Fahrzeugkontrollen an den Binnengrenzen auszusetzen und an die Außengrenzen der Europäischen Union vorzuverlagern sowie eine Angleichung der Visa- und Asylpolitik, der Drogenbekämpfung und der Polizeidienste durchzusetzen. Erst 1995 trat das Schengener Abkommen mit dem Amsterdamer Vertrag in Kraft; es gilt seither für die gesamte Europäische Union und als Bedingung für die Aufnahme von neuen Staaten. Ein sogenanntes Durchführungsabkommen regelt strenge Personenkontrollen an den Außengrenzen als Gegengewicht zum Wegfall der Kontrollen an den Binnengrenzen sowie eine Reihe weiterer gemeinsamer Maßnahmen zur »Gewährleistung der inneren Sicherheit« (vgl. Leuthardt, Beat; 1999: An den Rändern Europas. Berichte von den Grenzen, Zürich, S. 26–28).

35 Zu ähnlichen Befunden am Beispiel von Gubin/Guben kommen Matthiesen, Ulf und Bürkner, Hans-Joachim; 2002: Grenzmilieus im potentiellen Verflechtungsraum von Polen mit Deutschland. Abschlussbericht zum Projekt des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) 3.9, Erkner.